Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 37 (1927)
Heft: 2

Artikel: Pestalozzis religiöse Stellung
Autor: Schädelin, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788330

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

stentum" (Methode als „Geist") ist, einfach konkret-geistige Lebensverwirklichung in ihrem urschöpferisch-autonomen Werdeprozess; (in diesem Sinne gilt: „das Leben bildet"); in anderer Hinsicht (Methode als Technik) ist sie lückenloser Aufstieg von den Ur- und Wesenselementen aus, aus denen logisch-transzendental die geistige Welt entspringt. Im ersteren Betracht ist sie Entfaltung durch Anwendung, Einheit von Entfaltung und Anwendung; im zweiten hingegen von der Anwendung zeitlich getrennte Entfaltung; möglicherweise noch Geist aber keinesfalls Leben.

Zweck dieser Ausführungen war die Antinomie in Pestalozzis Erziehungslehre und Praxis aufzudecken und sie aus ihren sachlichen, ideologischen und nebenbei auch psychologischen Voraussetzungen verständlich zu machen. Die Frage nach ihrer grundsätzlichen Bedeutung und den Möglichkeiten ihrer Auflösung kann hier nicht des weiteren erörtert werden.

Pestalozzis religiöse Stellung.

Zur Beurteilung von Pestalozzis religiöser Stellung liegt ein reiches Material vor; denn in den meisten seiner zahlreichen Schriften hat er sich über die religiöse Frage ausgesprochen. Trotzdem gehen die Urteile über diese Seite seines Wesens weit auseinander. Während die einen von seinem Unglauben reden, preisen ihn die andern als das Vorbild eines wahren Christen. Das war schon zu seinen Lebzeiten so. Niederer nennt seine Vorstellungen und Begriffe „unchristlich", während von Lavater das Wort bekannt ist: „Einen besseren Jünger hatte der Herr selbst während seinen Lebzeiten nicht." Dieser Widerspruch erklärt sich natürlich zunächst aus dem verschiedenen Standort der Beurteiler; dann aber auch aus Pestalozzis innern Wandlungen im Laufe seines wechselvollen Lebens, das mit der geistigen Bewegung der Zeit aufs tiefste verflochten war. Pestalozzi hat Zeiten gehabt, wo er ähnlich wie Goethe von seinem „Nichtchristentum" geredet hat. Doch auch hier gilt das Wort: „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe." Auch wenn Pestalozzis Glauben zeitweilig in schwere Krisen geriet, so besteht doch gar kein Zweifel, dass sein Leben und Wirken ganz und gar von christlichen Gedanken und Kräften durchwirkt ist und ohne den allgegenwärtigen religiösen Hintergrund überhaupt nicht verstanden werden kann. Es ist wohl nicht ganz zufällig, wenn dem offiziellen Pestalozzi, dem kinderlieben Erzieher, Schulmann und Methodiker, dem Armenvater und Volksfreund, die Seele des religiösen Glaubens fast ebenso regelmässig fehlt, wie die Kraft jener sozialrevolutionären Gedanken, um deretwillen er in den Revolutionsjahren französischer Bürger geworden ist. Aber wenn auch Pestalozzis religiöse Stellung nicht leicht zu bestimmen ist, so besteht unseres Erachtens kein Zweifel, dass die tiefsten und innersten Motive seines Wirkens und Wollens hier gesucht werden müssen.

Fragen wir zunächst nach seiner Stellung zur kirchlichen und religiösen Tradition, zum positiven Christentum, das zwar schon damals keineswegs eine eindeutig bestimmte Grösse war. Mit seinen verschiedenen Vertretern brachte ihn ja das tägliche Leben beständig zusammen. In seiner Mutter vor allem war ein Stück der positiven kirchlichen und religiösen Tradition reformierten Christentums verkörpert. Wir wissen ja, welche grundlegende Rolle das erzieherische Tun der Mutter im Denken Pestalozzis gespielt, und welche überragende Bedeutung für das ganze Sein und Werden des Menschen er ihrem Einfluss zugemessen hat. Im täglichen Lebenszusammenhang und Umgang mit ihr bildet sich das inwendige Wesen des Kindes. Sie gibt seiner geistigen Entwicklung den Anschauungsgrund. Nun hat ja Pestalozzi seine häusliche Erziehung durchaus nicht als eine ideale hingestellt, namentlich weil sein Vater früh starb und er dadurch als ein „Weiber- und Mutterkind" aufwuchs, das „nie hinter dem Ofen hervorkam". „Auf der anderen Seite aber," erzählt er weiter, „lebte ich vom Morgen bis am Abend in Umgebungen, die mein Herz in einem hohen Grad belebten und ansprachen." Und dabei spielte eben bei der schlichten Frömmigkeit der beiden Frauen, die seine Kindheit behüteten, religiöser Glaube eine Hauptrolle. Was Pestalozzi da erfahren, das ging ihm in Fleisch und Blut über. Er hat es im Grunde nie mehr verloren. Man spürt es beständig als den verschwiegenen Untergrund, aus dem all sein Tun und Denken hervorbrach. Wohl wird er dann in den Jünglingsjahren erfasst vom Zuge der Zeit, wohl werden nun Bodmer und Rousseau seine Lehrmeister, wohl strömen nun alle Ideale des mächtig bewegten Zeitalters der Aufklärung ein auf sein junges und empfängliches Herz und geben ohne Frage seinem Denken eine entscheidende Wendung, die ihn fürderhin in vielen Hinsichten in seiner heimischen Umgebung zum Fremdling machen und ihn auch zum Glauben der Väter Distanz gewinnen liessen. Lange zwar geht Altes und Neues noch friedlich nebeneinander her. Der Briefwechsel mit seiner Braut zeigt deutlich den überschwänglich-sentimentalen Zug der Zeit, ihre Neigung zu lehrhaftem Moralisieren; die religiösen Äusserungen drücken hauptsächlich einen kindlichen Vorsehungsglauben, Vertrauen und Ergebung in die göttliche Leitung aus und zeigen den Glauben an Gott als die stärkste Triebfeder zur Tugend. Aber dass hinter diesen Äusserungen die Kraft eines lebendigen und kindlichen Glaubens steckte, das zeigt vor allem der ergreifende Kampf, den die späteren Eheleute auf dem Neuhof zum Wohl einer Schar von Bettelkindern geführt. Die Grundlagen der Anstalt sind Sittlichkeit und Religion. Das einzige, was Kinder in ihrer oft so schlimmen Umgebung bewahren kann, ist nach Pestalozzis Meinung das Gefühl der Religion. „Alle Morgen und Abend mit ihnen zu beten, den Tag des Herrn heiligen Übungen zu widmen und mit Vaterempfindung sie oft und viel mit Thränen bitten, ihre Herzen voll Unschuld ihrem Gott und Vater zu bewahren," das ist ihm darum auf dem Neuhof ein wichtiges Anliegen. Während in der „Abendstunde eines Einsiedlers" Gott als

„die näheste Beziehung der Menschheit“ und als „Vater“ der Menschen, als der Quell aller innern Ordnung und aller politischen und erzieherischen Weisheit gepriesen und im ersten Teil von Lienhard und Gertrud an allerlei erhebenden Beispielen die Segenskraft einfältiger Volksfrömmigkeit gezeigt wird und die Kirche als Repräsentantin einer festen und segensreichen religiösen Tradition noch mitten im Dorfe steht, wird in den späteren Teilen wohl unter dem Einfluss von Pestalozzis bittern Enttäuschungen, seiner völlig isolierten Stellung, seiner Berufslosigkeit und der drohenden Zeitlage, der kritische Ton gegen Kirche und Religion immer stärker und schärfer. Die anscheinende Unmöglichkeit, das christliche Ideal in der Wirklichkeit durchzusetzen, machte ihn innerlich zwiespältig, und während sein Gefühl ihn zur Religion hinzog, lenkte ihn sein Verstand von derselben weg, wie er in dem berühmten Brief an Nicolovius vom Jahre 1793 gesteht. Welchen Sinn diese Zwiespältigkeit hatte, wird nachher zu zeigen sein. Ihre schmerzlichste Zuspitzung erfuhr sie in den Jahren der Abfassung der „Nachforschungen“, jenes schwerblütigen, vielfach bittern und grimmigen, aber auch gewaltigen Buches, in welchem Pestalozzi in leidenschaftlichem Ringen sich Klarheit zu schaffen versuchte über die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Die grosse Wendung seines Lebens seit Stans rettete ihn aus den Abgründen der Verzweiflung und liess ihn auch wieder eine positivere Einstellung zu Religion und Kirche finden. Wir wissen, welche Rolle die Religion in seinen Instituten spielte und wie stark ihn die Frage der religiösen Beeinflussung der Jugend beständig beschäftigte. Gemäss seiner ganzen pädagogischen Grundansicht liess er gern den eigentlichen Religionsunterricht als Wortunterricht in den Hintergrund treten. Biblischen Unterricht erteilte er zwar; allein er war der Meinung, dass es vor allem auf den religiösen Geist ankomme, in welchem überhaupt unterrichtet werde, so dass bei den Schülern der religiöse Begriff vor allem durch die Anschauung der ganzen Haltung der Lehrer, durch das Beispiel ihrer Liebe und Aufopferung sich lebendig entfalten könne. Den konfessionellen Unterricht erteilte er nicht selber; den besorgte Niederer oder ein dafür besonders angestellter Geistlicher. Hingegen fehlte die religiöse Feier nicht. Gebet und Hausandacht hielt Pestalozzi mit Vorliebe selber. Berühmt sind ja seine „Reden an mein Haus“ aus Iferten. Sie sind zwar stellenweise nichts anderes als eine lehrhafte Entfaltung seiner pädagogischen Ideen und enthalten viel Bezugnahme auf persönliche Erfahrungen im Anstaltsleben, vor allem auch viel bittere Selbstanklage. Überall brennt aber eine starke religiöse Glut, ja Leidenschaft, die auf viele Besucher dieser Andachten einen unauslöschlichen Eindruck machte und uns heute einen deutlichen Einblick gewährt in die Tiefe und Kraft seines religiösen Empfindens. Die freundlichere Einstellung zum positiven Christentum in den späteren Jahren darf nicht etwa als eine Alterserscheinung gewürdigt werden. Sie wird wohl vor allem in seinen Lebensschicksalen begründet sein, die ihm nach langen Jahren qualvoller Untätigkeit und Berufs-

losigkeit endlich den tätigen Eingriff in die Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens gestatteten und ihn schon damit eine positivere Stellung zu allem finden liessen, was irgendwie den chaotischen und zersetzenden Kräften des menschlichen „Tiersinns" widerstreben half, und dazu rechnete er vor allem die Kirche, die er übrigens schon in den „Nachforschungen" nicht nur im negativen Sinne gewürdigt hatte, sowenig als er etwa später seine kritischen Einsichten preisgegeben hätte. Er hatte aber inzwischen immer deutlicher die verheerenden Wirkungen des antireligiösen Geistes kennen gelernt, dem Vorspanndienste zu leisten ganz und gar nicht in seinen Absichten lag. Aber trotz allem hat ihn der Verdacht des Unglaubens und der Irreligiosität bis zuletzt begleitet, zum Zeichen davon, dass zwischen seiner religiösen Denkart und dem kirchlichen und religiösen Herkommen eine tief begründete Spannung bestand. Das war nicht minder auch auf dem pädagogischen und politischen Gebiet der Fall. Pestalozzi gehört zu den grossen Einsamen und Unzufriedenen seiner Zeit. Er war das Gegenteil von dem, was Nietzsche einen „satisfait" nannte. Sein ganzes Trachten drängte auf radikale Umgestaltung des ganzen Lebens aus dem Grunde des religiösen Glaubens. So rief er die herrschenden Mächte immer wieder gegen sich ins Feld. Mit den Chorherren und Theologen stand Pestalozzi im allgemeinen nicht auf gutem Fusse. Sie haben sein Werk mit Misstrauen verfolgt und mehrfach wurde sein Institut in Iferten von solcher Seite der Gegenstand heftiger Angriffe.

Was war es nun aber eigentlich, was Pestalozzi gegen Kirche und Christentum seiner Zeit auf dem Herzen hatte? Wir werden seine Stellung am deutlichsten sehen, wenn wir uns daran erinnern, dass die Reformationskirchen vor allem Kirchen des Wortes waren. Die Reformatoren haben der Welt das Bibelwort neu geschenkt und in seiner lebendigen Darbietung und Verkündigung das erkannt, was gegenüber der Überwucherung durch allerlei Menschenlehren und Menschensatzungen vor allem nottut. Wir wissen, dass dem reformatorischen Wort die ursprüngliche, das Leben in seiner Totalität erfassende und gestaltende Kraft in der Tat noch innewohnte. Leider aber hat sich nur zu bald die Umwandlung der Reformationskirchen in die Kirchen jener Orthodoxie vollzogen, die man mit einem fatalen Beiwort als die „tote" zum geschichtlichen Begriff erhoben hat. Man feierte fortan in der protestantischen Kirche Orgien des Wortes, aber leider war es nur noch der Schall des reformatorischen Wortes, nicht mehr dieses selbst. Kraft und Geist waren daraus geschwunden. An ihrer Stelle hatte man nun das System, das in immer mächtigeren Folianten sich auftürmende dogmatische Lehrgebäude. Immer mehr wurde der Stand des Glaubens gemessen am intellektualen Besitz der „reinen Lehre". Damit entstund jene berüchtigte Streittheologie, welche auch auf der Kanzel ihre Aufgabe vor allem darin erkannte, all die vielen ketzerischen Meinungen mit spitzen Gründen zu bestreiten. Der kirchliche Unterricht bestand auf reformiertem Boden vor allem im peinlichen Auswendiglernen des Heidelberger Katechis-

mus, dieses schwierigen Kompendiums reformierter Orthodoxie. Kurz es breitete sich jenes schlimme Wortchristentum aus, das schon der Apostel Paulus abgewehrt hat mit dem Satz: „Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft.“ Pietismus und Aufklärung haben in dieser Lage ihr geschichtliches Recht und ihre Notwendigkeit. Beide haben es abgesehen auf Erneuerung des Lebens, der Pietismus im Sinne religiös-gefühlsmässiger Erneuerung in individueller Bekehrung, die Aufklärung im Sinne vulgärer Verständigkeit und Moralität.

In solchen Zusammenhängen steht auch Pestalozzis Wendung gegen das Wortchristentum der protestantischen Kirche. Von zwei Seiten greift er es vor allem an, von der intellektualistischen und von der ethischen. Sein Kampf gegen das Maulbrauchen ist vor allem begründet in seiner Abneigung gegen die Verwandlung des Christentums in eine reine Verstandessache. Wir wissen ja aus seiner pädagogischen Methodik, wie die harmonische Ausbildung aller Kräfte des Menschen im Sinne möglichsten seelischen Gleichgewichtes mit Einbeziehung der körperlichen Ausbildung ihm ein Leitgedanke war. Der Verstand soll nicht auf Kosten des Gefühls, das Gefühl nicht auf Kosten des Verstandes ausgebildet werden. Die „Herzenspest“ ist ihm so widerwärtig wie die „Verstandespest“, die „Herzensbestien“ taugen um nichts mehr als die „Verstandesesel“. Erziehung muss vor allem Erziehung zur Menschlichkeit im Sinne der Totalität des Menschentums sein. Wir begreifen schon von da aus, wie sein Urteil über orthodoxes Kirchentum ausfallen musste. Er verachtete das „Lirilariwesen und den Katechismuskram“ des durchschnittlichen kirchlichen Unterrichtes. Das fülle die Köpfe nur mit leeren Wörtern ohne allen Anschauungsgrund und Erfahrungsboden. Das erzeuge nur arme, zum Leben unbrauchbare Wort- und Kopfnarren und zerstöre nur den rechten „Brauchverstand“, indem es den Menschen „vom Seinigen“ ablenke, d. h. von den Dingen seiner nächsten Umgebung, wo ihm doch das Leben selber seine Aufgaben stelle. Wenn irgend etwas, so sei das Christentum Sache des Herzens, nicht im Sinne des blossen Gefühlslebens, sondern weil das Herz das Zentralorgan des Menschen ist, wo all seine Kräfte noch zu einer festen Einheit miteinander verbunden sind. Christentum ist niemals eine blosse Kopfsache, und darum war Pestalozzi die doktrinäre Art einer blossen Verstandesaufklärung ebenso unerwünscht, wie der orthodoxe Doktrinarismus. Indem also der Pfarrer in Lienhard und Gertrud unter Glüphis Einfluss „mit Gott redete wie Luther zu seinem Volk, durchstrich er den abenteuerlichen Wortkram seiner grossen Maulreligion, tischte er ihm nicht anstatt des alten einen neuen, statt des feurigen einen wässrigen, anstatt des fremden, mit Gunst seinen eigenen auf“. So suchte er den Grund einer „stillen wortleeren Gottesanbetung“ zu legen, und zu diesem Zwecke „band er jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an ihr Tun und Lassen, an ihre Umstände und Berufspflichten, also dass, wenn er mit ihnen von Gott und Ewigkeit redete, es immer schien, er rede mit ihnen von Vater und Mutter, von Haus

und Heimat, kurz von Sachen, die sie auf der Welt nahe angehen". Auch den „weitläufigen Zankkram" liess er aus seinem Unterrichte weg, in der Meinung, „es gehöre nicht für den Menschen, so viele Warum und Darum in seinen Kopf hineinzumorden, und die tägliche Erfahrung zeige, dass die Menschen in dem Grad ihren natürlichen Verstand und die Alltagsbrauchbarkeit ihrer Hände und Füsse verlieren, als sie so viel solche Warum und Darum im Kopfe herumtragen". Es war also der grosse pädagogisch-erkenntnistheoretische Grundsatz im Spiel, dass wahre Erkenntnis nur auf dem Grunde der Erfahrung und Anschauung zustande komme. Das Wort hat nach Pestalozzis Meinung nur Bedeutung als Deutung der Wirklichkeit. Ohne die Anschauung und Erfahrung steht es in der Luft, auch das fromme Wort. Drum lässt der Pfarrer die Kinder im Unterrichte keine Religionsmeinungen mehr auswendig lernen, „namentlich nicht die Zankapfelfragen, die seit zweihundert Jahren das gute Volk der Christen in viele Teile geteilt und gewiss dem Landvolk den Weg zum ewigen Leben nicht erleichtert". „Er war jetzt alle Stunden mehr überzeugt, dass der Mensch wenig oder nichts verliere, wenn er Worte verliere." Darum war Pestalozzi denn auch dem Predigen nichts besonders hold, sondern hielt „das stundenlange Redenhalten auf der Kanzel und daneben gar nicht für so notwendig, als man es gemeiniglich dafür ansieht". Die erprobten Ratgeber und Wegweiser der Menschen seien in den meisten Fällen nicht die, welche lange Reden hielten. So ging auch Pestalozzis Absicht darauf aus, „die Christenlehre kürzer zu machen". Seine ganze Dogmatik erschöpft sich beinahe in dem einen Satz, dass Gott Vater ist. Das kann jedes Kind verstehen; aber eben das ist das Kennzeichen echter Wahrheit. „Was will doch der Sterbliche viel von Gott reden, was will er von ihm sagen, als: Er ist gut, er ist Vater, und Dank und Dank? Was weiss der Mensch mehr von Gott, und was kann er mehr von ihm reden? „Der Glaube des Menschen verliert, sobald sie viel von ihm reden." Abneigung gegen alle Spekulation und ein antimetaphysischer Zug ist in dieser Stellungnahme deutlich wahrnehmbar.

Der andere Gesichtspunkt, der Pestalozzi gegen das Maulbrauchen mobil macht, ist der ethische. Wenn die Reformatoren den Grundsatz proklamierten: „Das Wort allein tut's," dann bezeugten sie damit, dass sie jenes lebendige Wort im Sinne hatten, das zur Tat nicht nur in keinem Gegensatze steht, sondern in ihr vielmehr sein Element hat; denn es entzündet die Tat und ist selber schon Tat; denn das Wort der Reformatoren hat es wirklich „getan". Nun aber hatte das Wort sich allmählich von der Tat abgelöst und damit seinen ursprünglichen Sinn eingebüsst. Pestalozzis Leben kann darum seines Eindrucks auf uns nicht verfehlen, weil es ein Leben der aufopfernden Tat ist. Zur sittlichen Tat leitet er die Menschen auch in seiner Religionslehre. Nun heisst es „Taten lehren den Menschen, und Taten trösten ihn — fort mit den Worten". Mehr als das Wort vermag die Übung in allen guten häuslichen Fertigkeiten. Was nicht alsbald in Tat umgesetzt werden könne, erzeuge nur eine verderbliche Hitze

im Kopf. Die Bibel sei ein Befehl, ein Mandat, meint der Jost. „Was würde aber der Kommandant sagen, wenn er einen Befehl ins Dorf schickte, man sollte Fuhren in die Festung tun, und du dann, anstatt in den Wald zu fahren und zu laden, dich ins Wirtshaus setztest, den Befehl zur Hand nähmest, ihn abläsest und den Nachbarn bei deinem Glas Wein bis auf den Abend erklärtest, was er ausweise und wolle?" „Der Weg zum Himmel ist Erfüllung der Pflichten der Erde. Worte sind in Gottes Namen in Ewigkeit nur Worte."

Aber noch ein anderer Umstand hat Pestalozzi gegen Kirche und Geistlichkeit eingenommen. Er sah beide beständig mit der herrschenden Macht im Staat verbunden, und zwar auch dann, wenn die Gerechtigkeit Parteinahme fürs Volk erfordert hätte. Aber während Pestalozzi „parteiisch fürs Volk" war, führte die Geistlichkeit die Sache der Mächtigen gegen das Volk. Das konnte Pestalozzi ihnen so wenig verzeihen, als sie ihm seine revolutionäre Haltung jemals verziehen haben. Gegen diesen „Geist der Pfaffheit" kämpft er vor allem in der gewaltigen Revolutionsschrift „Ja oder Nein?". Er empört sich über die Geistlichen, die nichts anderes wussten, als den Untertanen die Schuldigkeit eines ganz blinden Gehorsams an den Hals zu werfen, selbst bei Forderungen, die „offenbar auf Erstickung der Wahrheit, auf Unterdrückung der Völker und auf ein mutwilliges Spielwerk mit tausendfältigem Menschenmord abzielten".

Auch den Pietismus hat sich Pestalozzi genau angesehen. Er begegnete ihm in allerhand Formen sektiererischer Frömmigkeit und scheint ihm zu Zeiten persönlich nahegetreten zu sein. Manche Tendenz hatte er ja mit ihm gemein. Und wenn er auch in Lienhard und Gertrud einige schlimme Typen verbildeter pietistischer Frömmigkeit zur Darstellung brachte, so verwahrt er sich in „Christoph und Else" ausdrücklich dagegen, als hätte er das Wesen des Pietismus als besonders heuchlerisch darstellen wollen. Er gibt vielmehr dieser Klasse von Menschen, „die sich durch Ernsthaftigkeit, Bedächtigkeit, Sittsamkeit und ökonomische Kenntnisse als gute Bürger auszeichnen" das Zeugnis seiner wahren Achtung. „Alles, was er ihnen zu ihrem guten Herzen wünschte, wäre mehr Mut, Heiterkeit und Teilnehmung an dem Guten und an den Freuden auch derjenigen Redlichen, von denen sie sich sondern." Diese Absonderung der Pietisten von allen Menschen, die nicht akkurat ihrer gnadenreichen Meinung seien, war Pestalozzi an ihnen besonders zuwider. Denn die Erneuerung des ganzen Lebens, nicht nur des individuellen, sondern auch des sozialen aus dem Glaubensgrunde, war mit Pestalozzis religiöser Überzeugung aufs innigste verbunden.

Um den zuletzt genannten Gedanken hat er freilich zeitlebens schwer gerungen. Ihm war es eine ausgemachte Sache, dass Religion nicht als ein „apartes besonderes Ding" neben dem Leben einhergehen dürfe, sondern dass nur aus diesem Quell das Volksleben erneuert werden könne. Dem Vatersinne Gottes entsprechend müsse auch der Fürst seine Regierungsaufgabe mit Vatersinn auffassen, meint schon die „Abendstunde". Zumal im letzten Teil von Lien-

hard und Gertrud, besonders aber in der zweiten Bearbeitung des Romans, wird die Religion den Staatszwecken völlig untergeordnet. Religion und Gottesdienst müssen den staatlichen Massnahmen zum Wohle des Volkes die höhere Weihe geben. Der Grundsatz gilt: es sei „Gott und dem Staat auf gleichen Altären zu dienen." Das gilt freilich nur von dem aufgeklärten, den volksbeglückenden Absichten dienenden staatlichen Regime, das Pestalozzi im Idealbild Arners verkörpert, um durch dieses Bild dem herrschenden Regime den Weg zu zeigen, auf dem allein es dem drohenden Verderben entrinnen könne. Doch nur zu bald zeigte es sich, dass die Warnung zu spät kam.

In schwerem geistigem Ringen, das ihn zeitweilig bis an den Rand der Verzweiflung brachte, vollzog sich nun bei Pestalozzi jene Ausgestaltung seiner Gedanken, wie sie uns in den „Nachforschungen" vorliegt. Um eine Entfaltung, nicht um einen Bruch handelt es sich da, wenn auch die Beleuchtung in vielem nun eine ganz andere wird. Pestalozzi hat immer gewusst, dass der Staat zwar Zucht und Sitte zu pflanzen vermag, und dass hierin auch seine grosse und notwendige Bedeutung liege; wahre, in der Freiheit wurzelnde Sittlichkeit aber vermag er nicht zu erzeugen, den Keim des Verderbens in der menschlichen Natur nicht zu zerstören. In den „Nachforschungen" wird nun das Wesen der Sittlichkeit als rein auf das Individuum bezogen scharf gegen die beiden untern Stufen des tierischen und des gesellschaftlichen Menschen abgegrenzt. Religion im eigentlichen Sinne gehört der Sphäre der Freiheit an, wo der Mensch ganz „Werk seiner selbst" ist. Als Werk des Staates ist sie ganz einfach Betrug. Dass die Hoheit des christlichen Ideals jemals in der Gesellschaft als solcher zum Durchbruch komme, daran verzweifelt Pestalozzi in den „Nachforschungen "gänzlich. Das Christentum als reine Sittlichkeit könne niemals Staatsmittel zu irgendeinem Gewaltzweck sein. Die Nationalreligionen, deren Staats- und Standesfarbe Fischerring und Kreuz seien, „diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu". Jesus habe einst den Versuch gewagt, die Masse der gesellschaftlichen Menschheit der innern Selbständigkeit durch den Glauben an ihn näher zu bringen. Das vermöge der Glaube. „Aber nun nicht mehr, wir haben keine andere Hoffnung, als auf Wahrheit und Recht." Allein nun steht es doch so, dass Religion schon auf der tierischen Stufe ihren Anfang nimmt und „dem tierischen Leib und in dem Moder seines Todes entkeimt," schon hier als ein Zeichen, dass der Mensch in seiner Natur keine Beruhigung erfährt, „bis er das Recht seiner tierischen Sinnlichkeit in sich selber verdammt hat gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht". So trägt auch auf der gesellschaftlichen Stufe Religion den Zug zur Veredlung des Menschen in sich, wie stark sie auch hier mit den niedrigen Elementen vermischt sein mag. So kann Pestalozzi sagen, dass selbst „auf Irrtum gegründeter Aberglauben, auf Betrug gegründeter Eiferglauben dem Menschengeschlecht in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich notwendig" ist; denn beides verleiht „dem Keime der Sitt-

lichkeit und der wahren Religion allgemein seine erste Nahrung". „Ich erkenne also die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen; aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieser Schonung. Der Mensch muss die Nationalreligion um der wahren Religion willen schonen. Er muss das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zweckes willen tragen. Aber er darf nicht den Zweck zugrunde richten, damit sich das Mittel erhalte." Die Zerstörung der Nationalreligion durch den Unglauben würde Pestalozzi als ein Unglück betrachten, durch das der Mensch „jede Kraft, die innere Veredlung seiner selbst, sowie die Sicherheit seiner gesellschaftlichen Ausbildung möglich macht, in sich selbst stillstehen würde". Trotzdem also die wahre Religion genau wie die Sittlichkeit gänzlich nur Sache des einzelnen Menschen bleibt, so bleibt noch der volkserzieherische Wert der Staatskirche selbst in den „Nachforschungen" unangetastet. Wir sehen aber deutlich, in welcher Richtung diese Gedankengänge immer unverkennbarer weisen. Die rückhaltlose Zuversicht in die Kraft politischer Wirksamkeit ist stark erschüttert. Vom blossen „Schall bürgerlicher Wahrheit und Rechtsbegriffe" erwartet er keine grosse Wirkung mehr auf die Menschen seines Zeitalters, die „wenige ausgenommen, allerseits nur in Pausbackengefühlen lebten, Gewalt suchten und nach wohlbesetzten Tischen haschten". In seiner politischen Altersschrift „An die Unschuld..." versucht er gegenüber der ganz vom Tiersinn beherrschten „kollektiven Existenz" des Staates eine Sphäre der „individuellen Existenz" abzugrenzen und sie dem Einfluss des Staates tunlichst zu entziehen. „Denn das Individuum, wie es dasteht vor Gott, vor seinem Nächsten und vor sich selber, von Wahrheit und Liebe in sich selber gegen Gott und den Nächsten ergriffen, ist die einzige reine Basis der wahren Veredlung der Menschennatur und der sie bezweckenden wahren Nationalkultur." Zu dieser „individuellen Existenz" rechnet Pestalozzi auch die erweiterten Kreise der Haushaltung, der Kirche, der Schule und des Armenwesens. Diese Gebiete sollen durchaus nicht als die Sache der kollektiven Existenz betrachtet werden, sondern absolut als die Sache der Individuen.

Wir verstehen nun, warum sich Pestalozzi so mächtig zur Erziehung hingezogen fühlte, trotzdem er nur mit Widerstreben den „ABC-Karren" schob und die leidige Schulmeisterei in vielen Hinsichten als blossen Notbehelf betrachtete. Trotzdem schien sich ihm hier die grösste Aussicht zu bieten, den wirklichen Menschen als eine Totalität im Sinne seiner höchsten religiösen und sittlichen Ideale erfassen und bilden zu können. Im heiligen Bezirk der Familie vor allem ist die Mutter von Gott und von der Natur bestimmt, als Priesterin zu walten, um die ihr anvertrauten Kinder dem zuzuführen, vor dem auch Pestalozzi sich tief gebeugt hat.

A. Schädelin.